

Analog fotografieren

»Alte« Technik neu entdecken

» Hier geht's
direkt
zum Buch

DIE LESEPROBE



► Leiser Verschluss

Messsucherkameras sind oft deutlich leiser als SLRs, es gibt keinen Spiegelschlag, kein lautes Klacken, sondern stattdessen einen leisen, kaum wahrnehmbaren Auslöseton. Besonders in sensiblen Situationen, etwa bei Reportagen, in der Streetfotografie oder bei Porträts in ruhiger Umgebung, ist das ein riesiger Pluspunkt.

► Intuitives Fokussieren mit Gefühl

Das Fokussieren per Messsucher funktioniert nicht über ein elektronisches System oder ein mattscheibenbasiertes Sucherbild wie bei SLRs, sondern über das Zusammenführen zweier Bildteile im Sucher. Viele empfinden das nach kurzer Eingewöhnung als äußerst intuitiv – vor allem bei offener Blende oder beim Fokus auf feste Entfernungen. Das Fehlen technischer Hürden führt oft zu einem bewussteren Umgang mit Schärfe und Komposition.

Für mich war der Umstieg auf den Messsucher wie ein Perspektivwechsel – weniger Technik im Blick, mehr Gespür für den Moment.



Die Rolleiflex, eine klassische zweiäugige Spiegelreflexkamera (TLR) im Mittelformat – berühmt für ihre robuste Bauweise und ihren besonderen Sucherblick von oben.

Mittelformatkamera

Gerade zu Beginn war ich überzeugter Verfechter des Kleinbildformats. Für mich gab es nichts Besseres. Der klassische 35-mm-Look war für mich gleichbedeutend mit analoger Fotografie: körnig, ein bisschen unperfekt, mit diesen herrlich lebendigen Farben. Ein Blick über den Tellerrand? Fehlannonce.

Natürlich wusste ich, dass es das Mittelformat gibt. Aber dass es mir eine völlig neue Welt eröffnen würde, war mir damals nicht klar. Und auch wenn für viele das 35-mm-Kleinbildformat der Inbegriff analoger Fotografie ist, lohnt sich ein Blick darüber hinaus. Denn da draußen wartet etwas Größeres, eben das Mittelformat. (Und es gäbe ja noch etwas Größeres, das Großformat.) Dabei handelt es sich um Kameras, die nicht mit dem klassischen 35-mm-Kleinbildfilm arbeiten, sondern mit einem deutlich breiteren

Rollfilm, meist im Format $6 \times 4,5$ cm, 6×6 cm, 6×7 cm oder sogar bis zu 6×9 cm. Klingt erstmal technisch, aber was am Ende dabei herauskommt, hinterlässt Eindruck.

Die Bilder wirken ruhiger, tiefer, klarer, fast schon digital in ihrer Schärfe. Sie haben nichts von der gewohnten analogen *Roughness*. Wer einmal ein gut gescanntes Mittelformatnegativ gesehen hat, weiß sofort: Das ist eine ganz andere Liga, keine Megapixel, keine Sensoren – einfach nur mehr Fläche. Und dieses »Mehr« macht den Unterschied: mehr Zeichnung in den Tiefen, mehr Spielraum in den Lichtern, mehr Präsenz im Bild.

Es ist ein Format, das entschleunigt, nicht, weil es technisch langsamer wäre, sondern weil es dich selbst langsamer werden lässt. Du überlegst mehr, gestaltest bewusster und drückst sel-

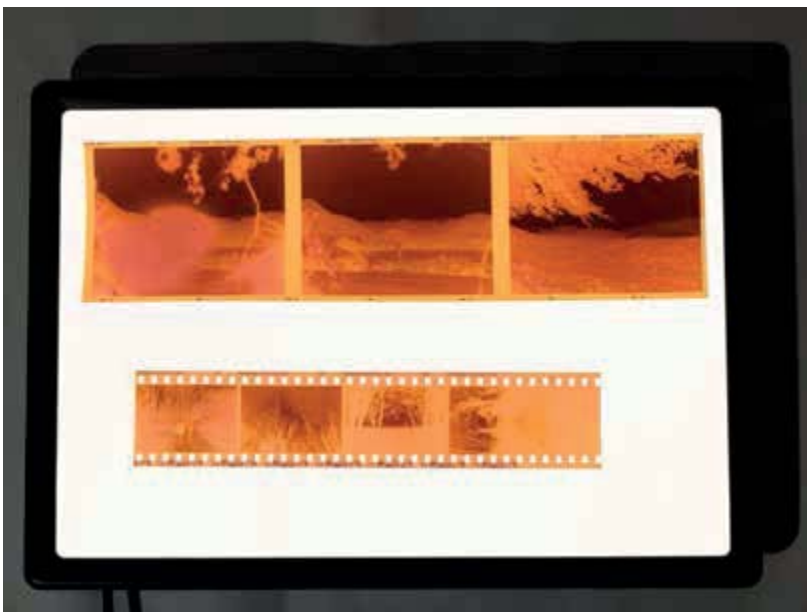
tener, aber gezielter auf den Auslöser. Mit – je nach Format – gerade mal zehn bis zwölf Bildern pro Film ist das kein Wunder.

Für viele ist Mittelformat der nächste logische Schritt nach der Kleinbildkamera. Nicht, weil man damit automatisch bessere Bilder macht, sondern weil sich das Fotografieren schlicht noch einmal anders anfühlt: noch reduzierter, noch konzentrationslastiger, noch limitierender. Im besten Sinne.

Es dauerte eine Weile, bis ich zum ersten Mal eine Mittelformatkamera in den Händen hielt, eine Mamiya RZ67. Ein echtes Monstrum. Gebaut ab 1982 vom japanischen Hersteller Mamiya, ist sie ein modulares Systemgerät, konzipiert vor allem für die Studiofotografie, ein Würfel von Kamera, groß, schwer, technisch beeindruckend – und mit einem ganz eigenen Rhythmus.

Das Objektiv sitzt vorn, das Film-Back (Rückteil) wird an der Rückseite der Mamiya angesetzt und obendrauf kommt wahlweise ein Prismensucher oder – deutlich häufiger – der Lichtschachtsucher. Letzterer verändert die Arbeitsweise grundlegend: Du hältst die Kamera in Bauchhöhe und blickst von oben in den Lichtschacht, der dir eine spiegelverkehrte Abbildung der Realität zeigt.

Im direkten Vergleich zeigt sich der Unterschied deutlich – das Mittelformatnegativ bietet fast doppelt so viel Platz für Licht und Detail wie das kleine, handliche Kleinbild.



Mittelformat ist nicht gleich Mittelformat

Vier Kameratypen im Überblick:

► SLR (Spiegelreflex)

Ähnlich wie bei Kleinbild-SLRs blickst du durch das Objektiv, was eine präzise Bildkontrolle erlaubt. Kameras wie die Mamiya RZ67 oder Pentax 67 sind groß, schwer und modular aufgebaut – ideal für kontrolliertes Arbeiten im Studio oder ruhigen Motiven.

► TLR (Twin Lens Reflex)

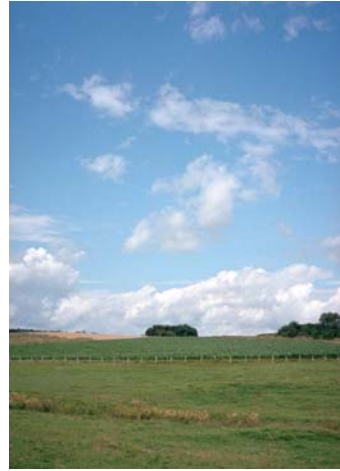
Zwei Objektive übereinander – eines zum Fotografieren, eines für den Sucher. Du schaust von oben in den Lichtschacht. Modelle wie die Rolleiflex oder Yashica Mat-124G sind leise, kompakt und perfekt für Street- oder Reportagefotografie, verlangen aber gestalterische Übung im Umgang mit dem quadratischen 6×6-Format.

► Rangefinder (Messsucher)

Kein Spiegel, kein Lichtschacht – du fokussierst über einen gekoppelten Messsucher, meist mit eingeblendeten Rahmenlinien. Leichter und leiser als SLRs, mit exzellenter Bildqualität. Kameras wie die Mamiya 7 oder Fujica GW690 sind ideal für Reisen, Landschaft oder ruhige Dokumentarfotografie.

► Kompakt

Vollautomatische Mittelformatkameras wie die Fuji GA645 oder GA645Zi sind klein, leicht und einfach zu bedienen – Autofokus, Belichtungsmesser und integrierte Objektive machen sie zu praktischen Alltagsbegleitern für Analogliebhaber, die nicht jedes Bild manuell einstellen wollen.



Mit einer fixen 37-mm-Linse (umgerechnet auf Kleinbild) bringt die Pentax 17 eine klassische Allroundbrennweite mit. Ich würde sie als gelungenen Mittelweg zwischen einer Point-and-Shoot und einer rein manuellen Kamera bezeichnen. Kein Autofokus, stattdessen eine feste Brennweite und ein cleveres Zonenfokussystem – das ist durchaus etwas Besonderes. Die Fokussierung erfolgt über kleine Piktogramme auf der Oberseite des Objektivs, mit denen du die ungefähre Entfernung zum Motiv einstellst. Blickst du durch den Sucher, wird das aktuell

gewählte Symbol per Minilupe vergrößert angezeigt, sodass du sofort weißt, in welcher Fokuseinstellung du dich befindest. Das ist eine praktische Lösung, die allerdings ein wenig Eingewöhnung erfordert. Zur Orientierung sind auf der Unterseite des Objektivs zusätzlich klassische Meterangaben aufgedruckt. Dennoch arbeitest du im Alltag meist mit den Symbolen und es hilft, sich mit ihnen vertraut zu machen: Der kleine Berg steht etwa für unendlich, die Blume für eine Nahdistanz von ca. 0,25 m.

Die Pentax 17. Hat man die ersten paar Fotos gemacht, gewöhnt man sich schnell an das ungewohnte Hochformat der Pentax 17 und beginnt schon bald instinktiv, passende Motive und Kompositionen zu suchen. Das Format verändert den Blick und eröffnet neue kreative Spielräume.



Die Bilder befinden jeweils paarweise auf dem Negativstreifen, perfekt also für Bildpaare, Miniserien oder kleine Geschichten, die über zwei aufeinanderfolgende Aufnahmen erzählt werden. Auch wenn ich persönlich lieber im Querformat fotografiere, verstehe ich den Reiz des Hochformats. Auf Social Media konsumieren wir Inhalte fast ausschließlich vertikal, warum also nicht auch gleich im Hochformat fotografieren?

Eine kleine Kamera-Gebrauchsanweisung

Egal, ob Leica, Canon oder Nikon – analoge Kameras funktionieren, abgesehen vom Fokussystem, im Kern alle nach demselben Prinzip. Es gibt drei zentrale Variablen für die Belichtung deines Bildes, das sogenannte Belichtungsdreieck aus Verschlusszeit, Blende und ISO-Wert:

► Verschlusszeit

Sie regelt, wie lange Licht auf den Film trifft. Du stellst sie an der Kamera ein.

► Blende

Sie steuert, wie viel Licht durch das Objektiv auf den Film gelangt, und beeinflusst zugleich die Schärfentiefe im Bild. Du stellst sie am Objektiv ein.

► ISO-Wert bzw. Filmempfindlichkeit

Der ISO-Wert wird durch den eingelegten Film festgelegt und bleibt über die gesamte Filmrolle hinweg konstant. Du teilst der Kamera über ein Einstellrädchen die Empfindlichkeit des eingelegten Films mit (hier könntest du auch absichtlich einen falschen Wert einstellen) oder er wird bei moderneren Kameras automatisch über den sogenannten DX-Code auf der Filmpatrone erkannt.

Alle drei Werte hängen zusammen und beeinflussen sich gegenseitig. Bei den meisten Kameras kannst du Blende und Verschlusszeit direkt einstellen. Bei der rechts gezeigten Leica MP beispielsweise erfolgt die Wahl der *Verschlusszeit* über ein kleines Einstellrad auf der Oberseite der Kamera – von 1 Sekunde bis zur kürzesten Zeit von 1/1000 Sekunde. Das rote »B« auf dem Zeitenrad steht für den Bulb-Modus: In dieser Einstellung bleibt der Verschluss so lange geöffnet, wie du den Auslöser gedrückt hältst – ideal für Langzeitbelichtungen, etwa bei Nachtaufnahmen, in Kombination mit einem Stativ und einem Kabelauslöser.

Es bleibt simpel: Das Batteriefach der Leica MP nimmt eine CR-1/3N-Knopfzelle auf, die ausschließlich den internen Belichtungsmesser mit Strom versorgt. Die Kamera selbst funktioniert mechanisch. Ein kleiner Kippschalter auf der Vorderseite dient dazu, die Rückspulkurbel zu entriegeln – notwendig, sobald der Film voll ist und zurück in die Patrone gespult werden soll.

Die zweite zentrale Variable, die *Blende*, wird direkt am Objektiv eingestellt. Über den Blenderring steuerst du, wie viel Licht auf den Film fällt:

- höhere Blendenzahl = weniger Licht, aber mehr Schärfentiefe
- kürzere Verschlusszeit = weniger Bewegungsunschärfe

Am Rädchen auf der Rückseite deiner Kamera stellst du den *ISO-Wert* deines eingelegten Films ein. Damit sagst du der Kamera, wie lichtempfindlich der Film ist, den du verwendest. Der interne Belichtungsmesser orientiert sich daran und schlägt dir passende Belichtungswerte vor. Je nach Modell sitzt das ISO-Rad an einer anderen Stelle oder sieht etwas anders aus. Der Zweck bleibt aber immer gleich: Deine Kamera braucht diese Info, um korrekt zu belichten.

Die Vorderseite der Leica MP ist äußerst schlicht gestaltet: Du findest dort das Batteriefach, den Entriegelungsknopf zum Abnehmen des Objektivs sowie den Rewind-Hebel. Letzterer entriegelt den Film im Inneren der Kamera – ein notwendiger Schritt, wenn du ihn am Ende der Rolle zurückschulen möchtest.



*Charakter, Look und Wirkung
analoger Emulsionen*

FILME

In der analogen Fotografie ist der Film nicht nur Trägermaterial, er ist Charakter, Stimmung und Handschrift zugleich. Wer analog fotografiert, wählt mit dem Film nicht nur einen ISO-Wert, sondern auch einen visuellen Ausdruck.

Ob samtige Hauttöne bei Portra, leuchtende Farben bei Ektar oder dramatische Körnung bei Tri-X: Der Look entsteht im Zusammenspiel von Licht, Linse und Material.



Welcher Film darf's sein?

In der digitalen Fotografie ist der Sensor – sozusagen der Film unserer Zeit – fest in der Kamera verbaut. In der analogen Fotografie hingegen ist die Kamera im Grunde nur die Halterung für das eigentliche Bildmedium: den Film. Und den kannst und musst du immer wieder wechseln. Nach jedem Foto und dem anschließenden Filmtransport steht dir gewissermaßen ein neuer »Sensor« zur Verfügung – sauber, unbelichtet, bereit für das nächste Bild. Das bedeutet aber auch, dass in der analogen Welt die Kamera selbst weniger entscheidend für das Bildergebnis ist als in der digitalen. Ob du mit einer Canon, Revue oder Leica fotografierst, spielt technisch eine geringere Rolle, entscheidend sind der Film, das Objektiv, das Licht und dein Blick.

Einige Leserinnen und Leser werden sich sicher an die »guten alten Zeiten« zurückerkennen können, als man im Drogeriemarkt seines Vertrauens den Standardfilm Kodak Gold 200 im Dreierpack für 7,99 € kaufen konnte und als Fujicolor C200, ein Film, den es derzeit nicht mehr gibt, ganze Regale füllte. Zwar sind diese Zeiten vorbei und die Vielfalt bei der Filmwahl ist kleiner geworden, jedoch hat das der Varianz keinerlei Abbruch getan. Es gibt immer noch und wieder eine große Bandbreite von Filmen für jeden Zweck und Geschmack.

Während du bei digitalen Kameras den ISO-Wert für jedes einzelne Bild flexibel anpassen kannst, legst du dich in der analogen Fotografie mit der Wahl des Films auf eine bestimmte Empfindlichkeit und einen charakteristischen Look fest – und das für 36, 24 oder bei Mittelformat sogar noch weniger Aufnahmen. Ob strahlender Sonnenschein oder dämmeriges Morgenlicht, der eingelegte Film bestimmt, welche fotografischen Möglichkeiten dir zur Verfügung stehen, und beeinflusst direkt die Ästhetik deiner Bilder.

Was im Vergleich zur digitalen Freiheit zunächst einschränkend wirken mag, kann zugleich befreiend sein. Denn diese Begrenzung nimmt dir Entscheidungen ab, fokussiert deinen Blick und schult dein fotografisches Gespür.

Und kennst du deinen Film gut, wirst du zwar nicht zaubern können, aber auch unter schwierigen Bedingungen erstaunlich viel aus deiner Wahl herausholen.

Auch wenn analoge Fotografie heute nicht mehr die »normale Art« zu fotografieren ist, ist die Auswahl an Filmen nach wie vor – oder besser gesagt wieder – erstaunlich groß. Das kann schnell überwältigend wirken. Wie entscheidest du dich also für einen Film? Greifst du zu einem klassischen Farbnegativfilm wie Kodak Gold, der für warme Farben und gute Alltagstauglichkeit steht? Oder nimmst du den bewährten Schwarzweißfilm Ilford HP5 Plus, der für seine hohe Toleranz gegenüber Belichtungsfehlern und seinen zeitlosen Look bekannt ist? Oder wagst du dich an einen Diafilm wie Fujicolor Velvia, der mit extrem gesättigten Farben und beeindruckender Schärfe lockt, dafür aber eine exaktere Belichtung verlangt? Und was sind überhaupt die Unterschiede zwischen Negativ- und Diafilm? Fangen wir damit an.

Filmtypen

Wer mit Film fotografiert, steht vor der Frage: Welcher Typ soll es sein? Die grundlegende Wahl zwischen Negativ- und Diafilm beeinflusst nicht nur das Aussehen der Bilder, sondern auch den gesamten fotografischen Prozess von der Belichtung über die Entwicklung bis hin zur Digitalisierung. Jeder Filmtyp hat seine eigenen Stärken, Eigenheiten und ästhetischen Reize – Zeit also, einen genaueren Blick auf die Unterschiede zu werfen.

Ein Winterspaziergang auf Kodak Gold 200 mit der Olympus μ [mju:]. In eine Point-and-Shoot gehört dieser Film genauso wie fallender Schnee mit Blitz eingefangen werden muss.



Negativfilm

Negativfilm ist das Herzstück der analogen Fotografie. Die meisten Farb- und Schwarzweißfilme, die man heute bekommt, gehören zu dieser Kategorie. Nach der Entwicklung zeigen diese Filme ein in den Helligkeiten umgekehrtes Bild, ein »Negativ« (bei Farbfilm orangebräunlich, bei Schwarzweißfilm gräulich), bei dem dunkle Bildanteile hell und helle dunkel erscheinen. Erst beim Scannen im Labor oder zu Hause wird daraus ein richtiges Foto. Auch beim klassischen Fotoabzug im Labor wird das Negativ umgekehrt und auf Fotopapier übertragen.

Negativfilm zeichnet sich vor allem durch folgende Aspekte aus:

► Hohe Belichtungstoleranz

Du kannst Negativfilm in Maßen über- oder unterbelichten, ohne dass das Bild sofort unbrauchbar wird. Besonders Mittelformat-Farbnegativfilm bietet einen beeindruckenden Dynamikumfang.

Der Dynamikumfang beschreibt die Fähigkeit des Films, sowohl sehr helle als auch sehr dunkle Bereiche wiederzugeben, ohne dass Lichter völlig ausbrennen (reines Weiß ohne Bildinformation) oder Schatten absaufen (reines Schwarz ohne Bildinformation). Er umfasst also den Bereich von ganz dunkel bis ganz hell, den ein Film abbilden kann.

Du kannst einen ISO-400-Film auch mal wie ISO 200 belichten und bekommst trotzdem brauchbare Ergebnisse.

► Flexibel und fehlertolerant

Negativfilm ist ideal, wenn du noch nicht so sicher in der Belichtungsmessung bist oder schnell reagieren musst, z. B. in der Streetfotografie.

► Vielseitiger und abwechslungsreicher Look

Je nach Marke und Typ variieren Farben, Kontrast und Körnung deutlich.

► Große Auswahl und einfache, standardisierte Entwicklung

Farbnegativfilm (C-41-Prozess, siehe den Kasten auf Seite 89) lässt sich in den meisten Fotolaboren problemlos entwickeln. Mit etwas Übung und dem passenden Equipment gelingt das sogar zu Hause.

Negativfilm ist damit ein echter Allrounder. Er verzeiht kleine Fehler, liefert in fast jeder Situation gute Ergebnisse und lässt dir trotzdem viel Raum für Experimente. Genau deshalb ist er ideal, wenn du dich mit der analogen Fotografie vertraut machst. Im Alltag wirst du schnell merken, wie unkompliziert er ist: Du kannst ihn in fast jedem Labor entwickeln lassen, hast die Wahl zwischen vielen Looks und musst nicht ständig die perfekte Belichtung treffen. Das nimmt Druck raus und gibt dir die Freiheit, dich ganz auf dein Motiv zu konzentrieren.

Wenn dich die Entwicklung reizt und du selbst Hand anlegen möchtest, brauchst du dafür ein paar grundlegende Dinge. Dazu mehr ab Seite 250, wenn wir in die Dunkelkammer schauen.

Ein Negativfilmstreifen, Kleinbildformat. – Negative kannst du ruhig mit bloßen Händen anfassen, schlimm ist das in der Regel nicht. Allerdings hinterlässt du dabei schnell Fingerabdrücke oder kleine Verschmutzungen. Willst du auf Nummer sicher gehen, nutze Baumwollhandschuhe und fasse die Streifen nur an den Rändern an.



Diafilm

Wo ich in der analogen Fotografie größtenteils mit Negativen hantiere, die erst in ein Positiv umgewandelt werden müssen, hat es für mich immer etwas Magisches, Diafilm vor mir zu haben. Denn im Gegensatz zu den Negativen beispielsweise eines Portra 400 erzeugt Diafilm bereits ein ausbelichtetes Positiv auf dem Filmstreifen. Du blickst bereits auf die »fertigen Bilder«. Früher war Diafilm deshalb auch das Medium für Diaprojektionen – die Aufnahmen konnten direkt vom Film auf die Leinwand geworfen werden.

Mit Diafilm musst du bei der Belichtung besonders präzise arbeiten. Die Faustregel, dem Film etwas mehr Licht zu geben, gilt hier nicht. Diafilm verlangt eine exakte Belichtung, denn er verzeiht kaum Fehler.

Diafilm zeichnet sich vor allem durch folgende Aspekte aus:

► Geringer Belichtungsspielraum

Wie gesagt: Diafilm verzeiht kaum Fehler. Schon eine Abweichung um eine Blendenstufe kann zu ausgebrannten Lichtern oder zu tiefen, detailarmen Schatten führen. Du musst präzise arbeiten.

► Wenig Spielraum in der Nachbearbeitung

Was du fotografierst, ist nah am finalen Ergebnis. Wenn etwas schief läuft, lassen sich Scans kaum noch retten. Positiv formuliert: Der Prozess ist weniger manipulativ und dein Bild bildet die »Wirklichkeit« ab.

► Sättigung und Look

Filme wie Velvia oder Provia sind bekannt für ihre knalligen, stark gesättigten Farben.

► Entwicklung im E-6-Prozess

Nicht alle Labore bieten den Entwicklungsprozess E-6 noch an. Und wenn doch, ist die Entwicklung teurer und aufwendiger als beim C-41-Prozess.

Gerade in der professionellen Fotografie wurde Diafilm genutzt, weil er farbverbindlich war und sich für Druckvorlagen eignete.

Mittelformat-Diafilm



Ein Beispielbild mit dem Diafilm Kodak Ektachrome E100 an einem Sommerabend in den Bergen. Er kam nicht etwa zum Einsatz, weil ich einen bestimmten Look gesucht habe, sondern vielmehr wollte ich den E100 grundsätzlich ausprobieren. Trotz knallig orangener Abendstimmung tritt die Charakteristik des E100 deutlich hervor und taucht das Bild in kühles Blau. Die Belichtung exakt zu treffen ist entscheidend: Bei Diafilm hast du in den Lichtern nur etwa eine halbe Blendenstufe Spielraum. Wäre diese Aufnahme nur minimal länger belichtet, wären die hellen Partien im Himmel zur strukturlosen weißen Flächen geworden, und die Berge im Hintergrund wären nicht mehr erkennbar.



Im Wald kann E100 seine Stärken deutlich besser ausspielen. Allerdings siehst du, wie trotz goldenen Abendlichts das Motiv deutlich kühler und mit einem Blaustich dargestellt wird. Speziell der E100 funktioniert nicht in jeder Situation – dieser Film will gezielt und situationsabhängig eingesetzt werden.

Schwarzweißfilm

Sowohl Negativ- als auch Diafilme gibt es in Farbe und in Schwarzweiß. An Schwarzweiß schätze ich, dass es mich zwingt, anders zu fotografieren. Ohne Farben musst du umdenken: Plötzlich kannst du nicht mehr mit kräftigen Orangetönen im Sommer oder spannenden Komplementärfarben punkten. In der Schwarzweißfotografie zählen Strukturen, Kontraste und markante Formen. Gleichzeitig ist Schwarzweiß ein hervorragendes Training, um Licht lesen zu lernen. Die Harmonie einer Szene wird deutlich wichtiger und dein Bildaufbau gewinnt zusätzlich an Bedeutung. Das erfordert Übung – und schärft dein fotografisches Auge.

Überfrachte deine Bilder nicht. Wer sich deine Bilder anschaut, soll nicht lange überlegen müssen, was du mit deinem Bild zeigen möchtest. Limitiere dich und nutze fotografische Regeln – nicht exzessiv, aber bewusst. Ich

bin kein Freund davon, zwanghaft Regeln in ein Foto einzubauen. Gerade zu Beginn solltest du dir ihrer jedoch bewusst sein. Also, was sind die führenden Linien? Was bedeutet die Drittelregel? Und wie funktioniert der Goldene Schnitt? Dazu liest du mehr im Kapitel »Komposition«.

Das sind keine Dinge, die du dir jedes Mal aktiv ins Gedächtnis rufen musst. Irgendwann geht all das in dein Bauchgefühl über und wird ganz automatisch beim Fotografieren angewendet. Es ist kein bewusstes Abrufen einer Regel, sondern ein Vertrauen auf dein Gespür: Was gefällt dir? Was spricht dich persönlich an? Und wie würdest du diese Szene fotografieren?

Ich fotografiere sehr gerne und überwiegend in Farbe, aber Schwarzweiß eignet sich auch hervorragend, um das eigene Leben zu dokumentieren und Menschen zu fotografieren. Alles wirkt zeitloser und ich muss bei mei-



nen Schwarzweißbildern selbst oft nachprüfen, wann ich welches Bild überhaupt aufgenommen habe. Ohne die Ablenkung durch Farben konzentriere ich mich bewusster auf die Bildgestaltung, auf Licht, Schatten und Texturen.

Schwarzweißfilm ist bis heute auch der einfachste Weg, den kompletten analogen Prozess durchzuspielen: von der Fotografie über die Entwicklung bis hin zur Dunkelkammer und zu Fotoabzügen. Die Chemie ist günstig, unkompliziert zu beschaffen und lässt sich auch ohne Dunkelkammer – mit einem Wechselsack und einer Entwicklungsdose – gut zu Hause einsetzen. Farbfilme hingegen erfordern mehr Aufwand und meist zusätzliche Hilfsmittel, z. B. ein exakt temperiertes Wasserbad. Und wer einen Schritt weitergehen will, kann im eigenen Labor sogar Abzüge auf Fotopapier machen. Dazu mehr ab Seite 250 im Kapitel »Dunkelkammer«.

Ein Sommerspaziergang auf Schwarzweißfilm, der Ilford HP5 Plus 400 auf Boxspeed. Aber gerade auch in den dunklen Wintermonaten reizt es mich immer wieder, in Schwarzweiß zu fotografieren. Denn wenn die Tage trist sind und sich die Sonne kaum blicken lässt, spielt Schwarzweiß seine ganze Stärke aus.

Ein Beispiel für die erwähnte Regel der führenden Linien: Ganz automatisch wandern die Augen die Bergstraße entlang, Kurve für Kurve, bis sie am Strommast hängen bleiben. Wir blicken auf die im Vordergrund angeschnittene Wiese und während unsere Augen der Vertikalen folgen, öffnet sich der Blick in die enorme Weite der Berglandschaft im Hintergrund mit ihrer markanten Struktur. Ilford HP5 Plus 400, gepusht auf ISO 800.

Mehr als echt – wenn Bilder träumen lernen

Interview mit Mario Hegewald

Wie integrierst du analoge Fotografie in deinen Alltag?

Die analoge Fotografie habe ich vollständig in meinen Alltag integriert, das heißt, ich beschäftige mich jeden Tag damit. Ganz egal, ob ich Fotobücher anschau, Filme scanne oder einfach rausgehe, um Fotos zu machen: Ich nehme immer eine Kamera mit, auch wenn es nur kurz zum Supermarkt geht oder für einen kleinen Spaziergang. Entweder habe ich eine kleine Point-and-Shoot, die geliebte Leica oder eine Mittelformatkamera dabei, je nach Stimmung und Einsatzzweck. Ich lasse meine Filme hier in Berlin entwickeln und scanne sie selbst zu Hause. Bei Bedarf passe ich noch ein wenig die Belichtung, den Kontrast und den Weißabgleich an.

Was ist dein Lieblingsfilm und warum?

Ich benutze am liebsten den CineStill 800T und 400D sowie den Kodak Ultramax und Gold. Damit kann ich sowohl tagsüber als auch nachts die schönsten Ergebnisse erzielen. Ich liebe sowohl den CineStill-Glow und die Sättigung als auch den Kontrast und die warmen Farben der Kodak-Filme. Damit kann ich all meine Einsatzzwecke abdecken und bin für alles

bestens ausgestattet. Ich habe mich nach wie vor nicht an den Halos sattgesehen und werde das wohl auch nicht so schnell.

Wie schaffst du es, diese besonderen Momente einzufangen?

Dadurch, dass ich die Kamera so gut wie immer dabei habe, fällt es mir relativ leicht, alltägliche Momente einzufangen, sei es nur eine besondere Lichtstimmung oder eine Person, die mir auf der Straße positiv auffällt. Ich mag es, verschiedene Bereiche miteinander zu verbinden, seien es Dinge aus dem Alltag, Landschaften, Streetfotografie oder z. B. einfach eine Party mit Freunden. Für mich sind es die Emotionen und die persönliche Verbindung zu einer Szene, die diese Momente so besonders machen.

Hast du ein bestimmtes Bild, mit dem du eine Geschichte verbindest? Erzähl sie uns.

Ich habe für ein Musikvideo von Freunden ein paar Fotos gemacht – sowohl digital als auch analog. Dabei sind mit meiner Contax G2 und einer Rolle CineStill 800T einige schöne Motive entstanden. Wir haben in Offenbach in einer alten Industrie-



Mario Hegewald

Mario Hegewald lebt in Stuttgart und arbeitet als Filmemacher und Editor; Fotografie ist seine Leidenschaft. Nach seinem Abschluss an der Hochschule der Medien entwickelte er einen klaren, atmosphärischen Stil, der sich sowohl in freien Projekten wie »Freedom« oder »Full Spectrum« als auch in filmisch dokumentarischen Serien wie »Bali« zeigt. Besonders gerne arbeitet er mit 35-mm-Film, etwa CineStill 800T, was seinen Bildern eine markante, analog-filmische Ästhetik verleiht, wie etwa in »Stuttgart evenings on film«. Seine Arbeiten veröffentlicht er auf seiner Website sowie auf Plattformen wie Behance, VSCO und Instagram, wo sich seine reduzierte, visuell dichte Handschrift konsequent durchzieht.

- ▶ Instagram: www.instagram.com/mario.hegewald
- ▶ Vimeo: <https://vimeo.com/mariohegewald>
- ▶ Website: <https://mariohegewald.de>



halle die ganze Nacht gedreht, um den Einfall von Tageslicht zu vermeiden. Dabei haben wir ausschließlich mit Kunstlicht gearbeitet und einen One Take gedreht, der über zwölf Anläufe gebraucht hat. Zwischendurch gab es immer wieder genügend Zeit, um ein paar Aufnahmen zu machen und dabei ist eines dieser besonderen Motive entstanden. Im Nachgang hat mich sogar CineStill angeschrieben und gefragt, ob sie die Fotos auf ihren Social-Media-Kanälen verwenden und teilen dürfen.

Hast du fotografische Pläne für die Zukunft?

Ich plane momentan eine kleine Ausstellung zu einem Projekt, das ich über einige Jahre hinweg hier in Berlin während der Corona-Zeit umgesetzt habe. Es ist eigentlich schon lange abgeschlossen, das heißt, die komplette Auswahl steht, ebenso das Layout für den Druck. Ich hatte mich bisher jedoch nie getraut, damit auf Galerien zuzugehen – nun habe ich endlich diesen Schritt gewagt. Ich kann es kaum erwarten, die Bilder aufzuhängen und mit Freund*innen eine kleine Party zu feiern.



The Urban Socks, Contax G2 mit CineStill 800T

Welche Tipps und Tricks möchtest du den Lesern mitgeben, die gerade erst in die analoge Fotografie einsteigen?

Mir hat es enorm geholfen, einfach dranzubleiben – auch wenn die Ergebnisse der ersten Rollen vielleicht enttäuschend ausfallen. Wichtig ist: nicht den Kopf hängen lassen! Die Bilder werden von Rolle zu Rolle besser und mit der Zeit entwickelt sich der Ehrgeiz, immer noch überzeugendere Ergebnisse zu erzielen. Es ist spannend, mit verschiedenen Filmen zu experimentieren und den Prozess der analogen Fotografie einfach zu genießen, also die Bilder erst nach einiger Zeit zu sehen, sich bewusst mit der Motivwahl auseinanderzusetzen und den besonderen Bildlook zu schätzen.



Eine Routine mit einem abendlichen Spaziergang durch Charlottenburg, Berlin, Leica M6 auf CineStill 800T



Auch bei Schmuddelwetter unterwegs durch Charlottenburg, Leica M6 auf Ultramax



Das Cannstatter Volksfest in Stuttgart, auch Wasen genannt, Leica M6 auf CineStill 800T



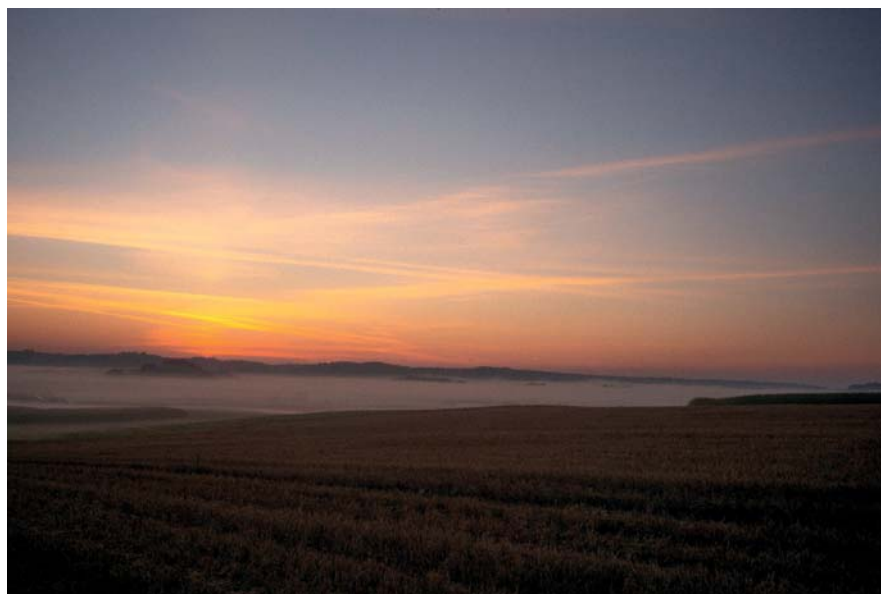
Das Licht

Ein paar Wochen später, am selben Ort, doch diesmal mit einer längeren Brennweite (90 mm). Die Wirkung ist komplett anders: Der Bildausschnitt ist enger, die Szene wirkt komprimierter, konzentrierter, reduzierter. Der Weg rückt in den Fokus, der Raum erscheint dichter. Die Landschaft verliert an Weite, gewinnt aber an grafischer Klarheit.

Neben dem Kennen und Beherrschen des eigenen Equipments sowie den fotografischen Gestaltungsregeln, die man verinnerlichen und im richtigen Moment auch brechen sollte, steht für mich eines ganz oben: das Sehen von Licht. Nicht ohne Grund bedeutet Fotografie wörtlich »Malen mit Licht«. Es ist der vielleicht wichtigste Faktor überhaupt und oft der entscheidende Unterschied zwischen einem Bild, das ganz okay ist, und einem wirklich starken Bild.

Licht gibt Stimmung, Tiefe, Atmosphäre. Es kann eine Szene magisch, dramatisch, melancholisch oder lebendig wirken lassen, ohne dass sich das Motiv selbst verändert hätte. Wie oft lassen wir die Kamera zu Hause, weil das Licht nicht passt, weil die Sonne zu grell, der Himmel zu bedeckt oder der Tag einfach zu grau ist? Und gleichzeitig kennen wir alle diese Momente, in denen plötzlich alles stimmt: das warme Licht kurz nach Sonnenaufgang, der Nebel, der

Das Licht beim Sonnenaufgang ist besonders lohnenswert: Die tief stehende Sonne färbt den Himmel in warme Pastelltöne. Lange Schatten und weiches Streulicht sorgen für sanfte Kontraste. Nebel und Tau verstärken die Atmosphäre. Es lohnt sich, früh aufzustehen und danach zu suchen. Leica M6, Kodak Portra 800



Ein Morgen im Tal, aufgenommen bei aufziehendem Nebel im Allgäu. Leica MP, 28 mm, Kodak Portra 400. Das weiche Licht färbt den Himmel in zarte Pastelltöne und legt einen Schleier über die Landschaft. Vor der Bergkulisse wirkt die einzelne Hütte wie ein Ruhepol inmitten der stillen Szenerie.



Der Zauber des ersten Moments

Ein vorbereiteter Arbeitsplatz – mit Entwicklungstank, Chemiefaschen und Fotopapier liegen die Werkzeuge der Dunkelkammer bereit für die nächste Session.

Paterson-Tank mit dem markanten orangeroten Ring. In ihm lassen sich Filme lichtdicht entwickeln. Die weißen Spiralen links daneben halten den Filmstreifen auf Abstand, sodass die Chemie jeden Millimeter erreicht. Dazu gehören die Helfer: braune Flaschen für Entwickler, weiße für Fixierer und Stoppbad. Ein Set-up, das sich seit Jahrzehnten kaum verändert hat, weil es zuverlässig funktioniert.

Es gibt nur wenige Momente in der Fotografie, die so magisch wirken wie dein erstes Mal in der Dunkelkammer. Wenn du sonst nur Scans am Monitor siehst, erscheint dir das vielleicht wie ein Relikt aus der Vergangenheit. Doch sobald sich im roten Licht auf einem weißen Blatt langsam ein Bild abzeichnet, verstehst du sofort, warum so viele diesen Prozess bewahren. Dunkelkammerarbeit ist mehr als ein technischer Schritt – sie entschleunigt und bringt dich konzentriert mit Licht und Chemie in Kontakt.

Als ich vor nicht allzu langer Zeit einen Freund in seiner Dunkelkammer besuchte, war die Aufregung groß. Das rote Licht, die Schalen mit Chemie, die Zangen – all das beeindruckte mich. Der Geruch lag irgendwo zwischen Labor und Vergangenheit. Und dann durfte ich tatsächlich ein eigenes Bild auf Papier belichten: meinen ersten Abzug.



Vom Negativ zum Abzug

Bevor wir zum Herzstück meines Besuchs – den Abzügen – kommen, werfen wir einen kurzen Blick auf die Filmentwicklung. Denn ohne sauberes Negativ entsteht kein gutes Papierbild.

Der Entwicklungstank

Im Zentrum steht der Entwicklungstank – klassisch von Paterson – mit seinen Spiralen. Sie sind mehr als Halterungen für den Film: Ihre Führung sorgt dafür, dass der Entwickler überall hinkommt und der Film gleichmäßig reagiert. Schneide die vorderen Ecken des Films minimal ab, dann gleitet er leichter. Eingefädelt wird im Dunkeln, entweder in einem abgedunkelten Raum oder praktischer im Wechselsack – auch ohne Rotlicht! Sobald der Film auf der Spirale sitzt und der Tank verschlossen ist, darf das Licht wieder an. Der Tank ist lichtdicht, oben aber befüll- und ausgießbar. Der Rest der Entwicklung läuft bei Tageslicht.

Die Größe des Tanks bestimmt, wie viel Chemie hineinpasst und wie viel Film du gleichzeitig entwickeln kannst. Ein kleiner Paterson-Tank mit einer Spirale benötigt rund 300 Milliliter Entwickler, damit der Film komplett bedeckt ist. Bei einem größeren Tank mit zwei Spiralen setzt du die doppelte Menge an. Entscheidend ist nicht nur die Füllhöhe, sondern auch die Wiederholbarkeit. Gleiche Füllmengen und eine konstante Bewegung des Tanks während der Entwicklung sorgen dafür, dass Ergebnisse vergleichbar bleiben. Diese Bewegung heißt Agitation.

Agitation – Bewegung im Rhythmus

Unter Agitation versteht man das regelmäßige Kippen des Tanks, damit die Chemie ständig frisch an die Emulsion gelangt. Direkt nach dem Eingießen schwenkst du 30–60 Sekunden kontinuierlich. Danach reichen meist 10 Sekunden pro Minute, je nach Herstellerangabe. Nach je-

dem Kippzyklus tippst du den Tank sanft mit der Unterseite auf eine feste Fläche. So lösen sich Luftblasen, die sonst helle, runde Flecken hinterlassen. Mit dieser Kombination aus Kippen und Antippen bleibt die Entwicklung gleichmäßig, Schlieren und Randaufhellungen (*Surge Marks*) werden vermieden. Zu viel Bewegung erhöht den Kontrast und betont das Korn, zu wenig führt zu fleckigen Resultaten. Entscheidend ist ein gleichmäßiger Rhythmus. Ein Timer hält den Takt.

Die Zeiten und Rhythmen für die Filmentwicklung sind keine Bauchentscheidung, sondern folgen klaren Vorgaben. Jede Kombination aus Film, Empfindlichkeit (ISO-Wert) und Entwickler hat ihre Werte. Früher standen sie in Tabellen der Hersteller oder in Notizen von Fotoclubs. Heute findest du sie in einer zentralen, frei zugänglichen Ressource: dem *Massive Dev Chart* (www.digitaltruth.com/devchart.php). Dort haben über Jahre hinweg unzählige Nutzende ihre Erfahrungen gesammelt. Für fast jeden gängigen Schwarzweißfilm gibt es die passenden Entwicklungszeiten – nach Entwickler, Verdünnung und Temperatur sortiert. Du gibst einfach die Filmbezeichnung ein und erhältst sofort eine Übersicht, z. B. »Kodak Tri-X 400 in Rodinal 1+50, 11–13 Minuten bei 20 °C, Agitation: 30 Sekunden zu Beginn, dann alle 30 Sekunden dreimal kipp«.

Den Massive Dev Chart gibt es als Website und als App für iOS, iPadOS und Android. Besonders praktisch ist der enthaltene Timer, der dich durch alle Phasen führt – inklusive der Erinnerung, wann du kippen musst. So brauchst du weder Uhr noch Notizen. Denke aber daran, dass die Zeiten Richtwerte sind – wichtig ist, diese Angaben nicht als feste Regeln zu sehen, sondern als Orientierung. Mit der Zeit spürst du, wie schon kleine Abweichungen das Ergebnis verändern können. Genau darin liegt der Reiz: Die Tabellen geben dir Sicherheit, doch die eigentliche Bildsprache entsteht durch dein Gespür für den Prozess.

Drei Bäder, ein Bild

Tank, Spirale, Bewegung und Zeit – all das wäre wertlos ohne die Chemie. Die Filmentwicklung besteht im Kern immer aus drei aufeinanderfolgenden Bädern, jedes mit einer klaren Aufgabe.

Entwickler

Zuerst kommt der Entwickler. Ab dem Moment, in dem du ihn in den Tank gießt, läuft die Uhr. Mit jedem Kippen und Antippen verteilt sich die Chemie gleichmäßig über die Emulsion. Dabei werden die belichteten Silberhalogenide reduziert und in metallisches Silber umgewandelt – das Bild entsteht im Negativ. Welche Wirkung dieser Prozess hat, hängt von Entwickler und der Verdünnung ab. Manche Rezepturen betonen Schärfe und Korn, andere gleichen aus und liefern weichere Kontraste oder feinere Abstufungen. Nach Ablauf der vorgesehenen Zeit gießt du den Entwickler vollständig aus, damit er nicht weiterwirkt.

Stoppbad

Direkt nach dem Entwickler folgt das Stoppbad. Es ist eine milde Säure, die die Entwicklung sofort beendet. So verhinderst du, dass der Entwickler noch während des Ausgießens nachwirkt. Auch Wasser kann den Prozess stoppen, doch das Stoppbad ist zuverlässiger und hat einen Vorteil: Es schont den Fixierer, der dadurch länger hält. Dieses Bad dauert nur kurz, meist weniger als 1 Minute.

Fixierer

Zum Schluss kommt der Fixierer. Er löst die unbelichteten Silberhalogenide aus der Schicht und macht das Negativ dauerhaft lichtstabil. Ohne diesen Schritt würde das Bild nachdunkeln und unbrauchbar werden. Da der Fixierer beim Arbeiten Silberreste aufnimmt, gehört er nicht in den Abfluss, sondern muss gesammelt und als Sondermüll entsorgt werden.